

Mittelstufe (Klasse 7, 8, 9), Thema: Ein gefährliches Spiel

1. Platz: Leonie Mittelberger (9b)

EIN GEFÄHRLICHES SPIEL

Ich vermisse dich, Jimmie Miller. Jeden verdammten Tag, seit du weg bist und ich weiß nicht, ob es jemals weniger werden wird. Du hast mich allein gelassen. Allein auf dieser Welt und hast mir alles genommen. Meine Freude, mein Lachen, meinen besten Freund. Meine erste große Liebe. Ja, ich habe dich geliebt, Jimmie, doch ich habe es dir nie gesagt. Und jetzt ist es zu spät.

Hätte ich es nicht merken müssen? Hätte ich, als die Person, die dir am nächsten stand, nicht mitbekommen müssen, was mit dir los war? Und wenn ich damals diesem Spiel nicht zugestimmt hätte, wäre es dann gar nicht erst so weit gekommen? Diese Fragen schießen mir tagtäglich durch den Kopf, wie ein immerwährendes Rauschen tief in mir, das einfach nicht verstummen will.

Dieses Spiel... Dieses bescheuerte Spiel... Als du mich zum ersten Mal dorthin gebracht hast, dachte ich, du wärst vollkommen durchgedreht. Zuerst weigerte ich mich, so etwas mitzumachen, doch dann hast du mich mit diesem einen bestimmten Blick angesehen. Dieser Blick, der mir alle Sinne geraubt hat. Ich war bezaubert von dir, Jimmie Miller, wir alle waren das. Seit dem ersten Tag in der Grundschule waren wir beste Freunde. Seit der neunten Klasse war ich in dich verliebt. Du warst einfach immer für mich da, von Anfang an und genauso, wie du mir nichts abschlagen konntest, konnte ich auch dir nichts verweigern.

So auch an jenem Tag, an dem alles begann. Langsam stieg ich aus dem Auto aus und ging auf dich zu. Du hieltst mir deine Hand entgegen, ich nahm sie und sofort fühlte ich mich sicher, wie schon unzählige Male zuvor. Sie war warm und groß, sodass sie meine umschloss und dein ganzer Körper strahlte etwas so Beruhigendes aus, dass ich einfach nicht anders konnte, als mich geborgen zu fühlen. Schritt für Schritt gingen wir über das strahlend grüne Gras, bis wir nur noch sieben Meter entfernt waren, sechs, fünf, vier. Dann bliebst du stehen. „Das reicht für heute. Siehst du, war doch gar nicht so schwer, oder?“, sagtest du und lächeltest mich an. Und so glücklich, so frei und sorglos, wie du in diesem Moment aussahst, konnte ich einfach nicht anders als mit „Ja, da hast du recht“ zu antworten. Und tatsächlich, es war gar nicht so schlimm, wie ich gedacht hatte. Im Gegenteil, obwohl meine Hände vor Angst zitterten, fühlte ich mich auf einmal genauso frei und sorglos, wie du damals aussahst. Es hatte etwas merkwürdig Berausches, hier zu sein, mit dem Wind im Rücken und meiner Hand in deiner.

An dem Abgrund einer Klippe zu stehen, ist eine sonderbare Erfahrung. Es gibt einem ein Gefühl von Kontrolle zu wissen, dass man jeden Moment zwei, drei, vier Schritte nach vorne machen und damit schlagartig alles beenden könnte, es dann aber doch nicht tut. Man fühlt sich lebendig und gleichzeitig wird einem bewusst, wie schnell alles vorbei sein könnte.

Ab diesem Tag fuhren wir oft dorthin. Jeden Samstag und manchmal auch unter der Woche. Da standst du dann einfach vor meinem Haus, an dein Auto gelehnt, und hast Steinchen gegen mein Fenster geworfen. Natürlich hättest du auch einfach klingeln können, denn meine Eltern vergötterten dich, so wie jeder andere in unserem Heimatdorf, doch so warst du nicht. Das war eine der Sachen, die ich so an dir geliebt habe. Du warst der spontanste Mensch, den ich kannte und gleichzeitig liebtest du unsere kleinen Traditionen, wie die mit dem Steinchenwerfen. Irgendwann begannen wir, nicht mehr nur bis zu einem bestimmten Punkt an den Abgrund zu gehen, sondern am Rand der Klippe entlang zu spazieren. Mal Hand in Hand, mal Arm in Arm. Mal wild diskutierend, in Erinnerungen schwelgend oder lachend, mal gingen wir einfach nur stumm nebeneinander her, jeder in seine Gedanken versunken.

Mit der Zeit wurden auch diese besonderen Ausflüge zu einer Tradition und mit jedem Mal wagten wir uns näher an den Abgrund. Außer uns wusste niemand, wo wir damals hinfuhren, unseren Eltern erzählten wir, wir hätten eine kleine Lichtung in dem an das Dorf grenzenden Wald gefunden. Es war unser gemeinsames Geheimnis, unser gemeinsames gefährliches Spiel. Das Problem war nur, dass es für dich irgendwann mehr als bloß ein Spiel geworden ist. Für dich war es die letzte Möglichkeit, weiterzuleben, bis auch die keine mehr war.

In deinem Abschiedsbrief hast du geschrieben, dass du dich leblos gefühlt hast und keinen Sinn mehr darin gesehen hast, weiterzumachen. Dass du den Druck nicht mehr aushalten konntest und das Gefühl hattest, die Kontrolle verloren zu haben. Ich wusste, dass deine Eltern dich mit deinen Schulnoten stressten, dass dich der Gedanke daran, dich bei Unis zu bewerben, nervös machte, aber ich wusste nicht, wie schlimm es war. Natürlich habe ich gemerkt, dass du dich verändert hast. In deinen letzten Wochen warst du nicht mehr derselbe, aber auf meine Fragen hin hast du immer nur geantwortet, dass das „nur so eine Phase“ sei, die wieder vorbeigehen würde. Es war keine Phase, Jimmie. Es war eine sogenannte Major Depression. Dein damaliger Arzt hat mir erklärt, dass man bei dieser Art von Depressionen die Freude und das Interesse am Alltag verliert, das Suizidrisiko aber in den meisten Fällen nur bei 15 Prozent liegt. Wie auch bei allem anderen warst du nicht wie die meisten Fälle, du warst eine Ausnahme.

In der ersten Zeit nach deinem Tod war ich unglaublich wütend. Wütend auf die Ärzte, die nicht genug getan hatten, wütend auf deine Eltern, die, wie

auch immer, noch nicht einmal von deinen Arztbesuchen gewusst hatten, geschweige denn, dass du krank warst. Du warst krank, Jimmie. Du warst krank und kannst nichts dafür, dass du keinen anderen Ausweg gesehen hast und doch war ich so unglaublich wütend auf dich. Warum? Warum hast du mir das angetan? Und warum zum Teufel hast du dich mir nicht anvertraut? Wir haben immer über alles gesprochen, über unsere komischsten Ideen und über unsere dunkelsten Gedanken. Zumindest dachte ich das. Doch du hast deine dunkelsten Gedanken für dich behalten. Hast versucht, selbst damit klar zu kommen und hast dir dieses Spiel ausgedacht, um dich wieder lebendiger zu fühlen. Irgendwann hat dir auch das nicht mehr gereicht.

Du hast mir nie etwas davon gesagt, wie du dich gefühlt hast, oder was du vorhattest. Bis zum 5. Oktober 2019. Es war der letzte 5. Oktober, den du je erleben solltest, der letzte Tag überhaupt. Es war ein stürmischer Herbsttag und ich wollte nach der Schule gerade in den Bus steigen, als du mich am Arm festhieltst. „Stehen geblieben, Thalia Mey“, hörte ich deine vertraute Stimme hinter mir, woraufhin ich mich auf dem Absatz umdrehte und mit gespielter Ernsthaftigkeit mit „Jawoll, Sir“, antwortete. Ich hatte erwartet, dass du lachen würdest, aber du hast mich einfach nur angeschaut. Mit leicht geneigtem Kopf und einem Blick, mit einer Mischung aus Freude, Traurigkeit und etwas, das ich damals nicht zuordnen konnte: Einsamkeit. Deine Augen ruhten auf meinem Gesicht und es wirkte beinahe so, als würdest du versuchen, dir alles an mir genau einzuprägen, bevor du mich nie wieder sehen würdest. Damals war ich verwirrt von diesem Blick. „Hab ich was im Gesicht? Warum schaust du mich so an?“, fragte ich und runzelte meine Stirn. „Ich... ich meine du..., ach egal. Ich hab dich nur so lieb“, entgegnetest du und nahmst mich in den Arm. Ich lachte nur, wand mich aus deiner Umarmung und flötete „Ach, jetzt nicht sentimental werden, Jimmie Schatz“, bevor ich mich bei dir unterhakte und mit dir zu deinem Auto schlenderte.

Ich wünschte, ich hätte etwas anderes gesagt, irgendetwas, nur nicht das. Ich hätte dir sagen müssen, dass ich dich auch lieb hatte, mehr noch, ich hätte dir sagen müssen, dass ich in dich verliebt war. Aber das habe ich nicht. Ich bin nur zu dir ins Auto gestiegen und habe mit dir darüber diskutiert, ob es wirklich eine gute Idee sei, an diesem Tag zur Klippe zu fahren. Ich fand es viel zu gefährlich mit dem Sturm, aber du bestandest darauf und ich wurde von dir überredet, mal wieder.

Als wir angekommen sind, bist du nicht, wie sonst immer, direkt aus dem Auto gestiegen, sondern hast mich wieder mit diesem bestimmten Blick angeschaut. Dann hast du in deine Jackentasche gegriffen und einen Umschlag herausgezogen. Du hast ihn mir gegeben, gesagt, dass er wichtig sei und ich ihn nur allein lesen dürfe. Im Nachhinein komme ich mir so unfassbar dumm vor, dass mich diese Geste nicht aufmerksam gemacht hat, aber in

dem Moment fühlte es sich irgendwie normal an. Du hattest mir schon öfter Briefe geschrieben, also dachte ich mir nichts dabei. Als wir dann ausgestiegen sind, hast du wieder meine Hand genommen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, worüber wir gesprochen haben, aber ich weiß noch, dass du gesagt hast, dass du dieses Mal etwas Neues ausprobieren willst. Das hat mich natürlich misstrauisch gemacht, aber viel dabei gedacht habe ich mir nicht.

Als wir dann auf den Abgrund zugegangen sind, habe ich mit Entsetzen gemerkt, dass du nicht langsamer geworden bist, und als du schließlich nur ungefähr einen halben Meter vor dem Abgrund stehen geblieben bist, hat mein Herz wie wild geklopft. Dann hast du langsam meine Hand losgelassen, aber ich habe es gar nicht richtig wahrgenommen, so große Angst hatte ich in diesem Moment. Was dann passiert ist, weiß ich nicht mehr genau, nur, dass du plötzlich nicht mehr neben mir standest, sondern am Boden saßst. Direkt an der Klippe, die Beine über dem Abgrund baumelnd. „Bist du verrückt? Es ist windig, pass auf!“, schrie ich, zitternd vor Kälte und Angst. Doch du reagiertest nicht. Du gucktest nur in die Ferne, minutenlang, ohne ein Wort zu sagen. Ich wollte zu dir gehen, dich zurückziehen und dich in den Arm nehmen, mich vergewissern, dass es dir gut geht, doch ich war wie erstarrt. Eine gefühlte Ewigkeit später hast du dich dann langsam zu mir umgedreht. Dein Blick, die Art, wie du mich angeschaut hast, habe ich jetzt noch vor Augen. Du sahst nicht mehr aus wie du selbst. Dein Gesicht war schmerzverzerrt und Tränen rannen deine Wangen hinunter. „Jimmie? Was ist, was ist los?“, rief ich erschrocken, denn so verzweifelt hatte ich dich noch nie gesehen. „Es tut mir so, so leid, Thalia. Lies den Brief, vielleicht verstehst du mich dann“, sagtest du mit zitternder Stimme und drehtest dich langsam wieder Richtung Abgrund. „Was? Was soll ich verstehen? Jimmie? Neinnnnn!“, schrie ich, doch es war zu spät. Du hattest dich bereits in den Abgrund gestürzt und mich allein zurückgelassen. Allein auf dieser Klippe, allein auf dieser Welt. Du bist tot, Jimmie. Du hast dir dein Leben genommen und ich kann nichts dagegen tun.

Ich habe mich immer gefragt, warum du mir das angetan hast, warum ich dabei sein musste, als du dein noch so kurzes Leben viel zu früh beendet hast. Jetzt weiß ich es. Du warst trotz allem auch nur ein normaler Junge, der in seinen letzten Momenten einen geliebten Menschen bei sich haben wollte. Und das kann ich verstehen, wirklich, es ist okay. Ich vergebe dir.

Dein ganzes Leben war ein gefährliches Spiel, Jimmie Miller. Und eine Zeit lang ist das auch gut gegangen. Du hast nur irgendwann beschlossen, die Spielregeln nicht mehr zu befolgen und das hat dich dein Leben gekostet.

2. Platz: Marlene Lausen (7b)

EIN GEFÄHRLICHES SPIEL

„Klar!“, antwortete ich so beiläufig wie möglich. „Crack gehört doch zu jeder guten Party dazu.“ Marco blickte mich anerkennend an: „Und du weißt auch, wo man das Zeug herbekommt?“ „Logo“, erwiderte ich und setzte mir meine schwarze Sonnenbrille möglichst lässig auf. „Heute Abend geht’s richtig ab!“, sagte ich selbstbewusst, doch insgeheim war ich nervös. Cool drehte ich mich noch einmal um. „Dann bis heute Abend!“ „Ja, Mann, bin schon ganz gespannt, echt geile Aktion von dir!“, rief mir Marco zu. Dann drehte er sich um, stieg auf sein Mofa und raste mit einem lauten Knattern vom Schulhof. Ich seufzte und blies mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Meine Gedanken schweiften ab und ein Gefühl der Angst überkam mich. Ich wollte das nicht tun. Doch es war zu spät. Jeder wusste bereits, was ich heute Abend vorhatte. Ich hatte es jedem erzählt, so als ob es etwas Tolles wäre und die Leute fieberten diesem Tag entgegen, weil sie dachten, dass es etwas Tolles ist. Nur dass es nichts Tolles war, das erste Mal Crack zu nehmen. Doch es war das Einzige, was mir noch eingefallen war, um mir meinen Status als „angesagtester Typ“ der Schule zu bewahren. Wenn du erst mal einer von den Coolen bist, sogar der Coolste, wirst du süchtig danach. Das Gefühl, das du hast, wenn andere dir anerkennende Blicke zuwerfen, dich in den Pausen bewundernd anschauen und du für Leute ein Vorbild bist, ist unbeschreiblich. Dadurch bin ich etwas Besonderes, ich bekomme die Aufmerksamkeit, die ich mir immer gewünscht habe, aber zu Hause nie bekommen habe. Doch dafür musst du dir immer wieder etwas Neues ausdenken, noch etwas Besseres, es muss noch riskanter und gefährlicher sein als beim letzten Mal. Es reicht nicht mehr, nur den Feueralarm in der Schule auszulösen; denn die Leute wollen etwas sehen, sie wollen sich unterhalten fühlen, sie brauchen etwas, das sie von ihren eigenen Problemen ablenkt.

Ein breites Grinsen lag auf meinem Gesicht und in meinem Bauch breitete sich ein aufregendes Kribbeln aus. Heute war der Tag, der Tag, auf den ich so lange gewartet hatte, der Tag, den ich 1000 Mal mit Kim durchgesprochen hatte, der Tag, an dem die große Party steigen sollte, meine erste große Party. Das Grinsen auf meinem Gesicht war immer noch da, als ich zu meinem Vater in den dunkellauen Kombi stieg, und immer noch, als wir in die Einfahrt der großen Villa von Dennys Eltern einbogen. Mein Herz klopfte etwas schneller, gerade wollte ich die Tür öffnen und aus unserem stickigen Auto in die kühle Abendluft hinaus steigen, da fasste mich mein Vater am Ärmel meiner blauen Lederjacke und schaute mich ernst an: „Sun“, sagte er eindringlich, „ich weiß, dass du dich seit Wochen auf diese Party freust. Aber ich möchte, dass du vorsichtig bist. Auf so einer Party

kann schnell mal etwas schief laufen, also nicht zu viel Alkohol und auf keinen Fall Drogen, aber das weißt du ja! Ich hole dich später wieder ab!“ Ich nickte stöhnend: „Ja! Ich bin doch kein Baby mehr. Das hast du mir schon alles hundert Mal erzählt!“ Papa zwinkerte mir noch einmal zu, dann ließ er mich endlich los und erleichtert trat ich in die klare Sommernacht hinaus. Laute Rufe und Gelächter drangen zu mir hinüber. Ich nickte mir feierlich zu und sagte leise zu mir selbst: „Sun, das ist deine erste große Party! Genieß sie! Ab heute gehörst du zu den Coolen!“

Unruhig trat ich von einem Fuß auf den anderen. Die Party war in vollem Gange. Ich nahm noch einen Zug von meiner Zigarette und atmete tief ein. Doch es half nichts, die pure Angst vom Vormittag überkam mich wieder. Ich begann zu zittern, mit schwitzigen Fingern griff ich in meine Hosentasche, meine eiskalten Hände umgriffen fünf kleine Tabletten. Ich schluckte heftig, nein ich konnte das nicht tun! Mein Blick schweifte in die Ferne. Die Poolbeleuchtung wirkte grell auf mich und wie durch einen Schleier nahm ich wahr, wie die Leute tanzten. Sie schienen sich zu amüsieren. Gedankenverloren schweifte mein Blick weiter. Er fiel auf ein rothaariges Mädchen. Sie stand wie ich etwas am Rande des Gartens und schien etwas verloren zu sein. Ich kannte sie höchstens nur vom Sehen und fragte mich, wer sie wohl eingeladen hatte.

Verunsichert ließ ich den bisherigen Abend noch einmal an mir vorbeiziehen. Ich hatte beim Grillbuffet ordentlich zugelangt, zwei Gläser von der leckeren Erdbeerbowle getrunken, mich kurz mit einem Mädchen aus der Parallelklasse unterhalten und, ich schluckte heftig, Nein gesagt, als ein paar Leute mich gefragt hatten, ob ich Beer Pong mitspielen wollte. Ich war so wütend und enttäuscht über mich selbst. Das wäre die Gelegenheit gewesen, ein paar coole Kontakte zu knüpfen. Diese Party wäre eine einmalige Chance gewesen und ich hatte sie versemelt. Was dachten diese Leute jetzt von mir? Dass ich eine Spaßbremse und ein Angsthase war? Ich schluckte heftig und ein Kloß bildete sich in meinem Hals. War ich nicht genau das? Gehörte ich auf so eine Party? Sollte ich an einem Freitagabend nicht lieber zu Hause mit meiner Freundin Kim sitzen, Netflix-Serien schauen und Chips in mich hineinfressen? Diese Gedanken versetzten mir einen Stich. Ich wäre doch so gerne mutiger und lässiger, würde so gerne zu den Coolen gehören. Wenn ich einen Wunsch frei gehabt hätte, hätte ich mir gewünscht, den Moment zu wiederholen, als sie mich gefragt haben, ob ich mitspielen will. Ich hätte Ja gesagt und ihnen und mir bewiesen, dass ich mehr bin als nur das rothaarige, sommersprossige Mädchen von Nebenan und dass ich es nicht verdient hatte, meine Zeit nur mit Kim zu verbringen.

Laute Rufe drangen zu mir herüber und rissen mich aus meinen Gedanken. Erschrocken fuhr ich hoch. Schnell blickte ich mich um und sah, dass sich gar nicht weit von mir entfernt eine kleine Menge versammelt hatte. Was

war da hinten los? Spielten sie wieder irgendein Spiel? Aber irgendwie sah es nicht danach aus. Jetzt drangen Sätze wie „Machst du es jetzt endlich?“ oder „Deswegen sind wir doch alle nur hier!“ zu mir herüber. Die Neugier packte mich und fieberhaft überlegte ich, ob ich rübergehen und mir selbst ein Bild davon machen sollte, was da vorne los war. Vielleicht verpasste ich ja etwas Wichtiges? Vielleicht redete davon am Montag die ganze Schule? Dennys Partys waren immer dafür bekannt, dass irgendetwas Cooles oder Abartiges passierte. Nur einmal gucken, dachte ich mir. Was soll schon Schlimmes passieren. Ich fasste mir ein Herz und schlich langsam an die Menge heran. Mein Herz klopfte etwas schneller. Vorsichtig stellte ich mich an den Rand des Kreises, der sich um eine Person gebildet haben musste, und stellte mich auf die Zehenspitzen, um etwas sehen zu können. In der Mitte stand, ich schaute genauer hin, Denny. Doch er stand nicht wie sonst cool und lässig da, sondern sah eher wie ein Häuflein Elend aus, was er aber cool zu überspielen versuchte. Seine Augen blitzten unruhig hin und her und seine Hände schienen krampfhaft etwas zu umklammern.

Ein unglaublicher Druck lastete auf mir. Alle standen um mich herum. Schweiß bildete sich auf meiner Stirn und mein Herz pochte so laut, dass ich hoffte, dass niemand es hören konnte. Musste ich es jetzt tun? Bei dem Gedanken wurde mir übel. Verbissen versuchte ich, meine Angst zu überspielen. Alle Gesichter blickten mich erwartungsvoll an. Ich atmete schneller und sagte mir immer wieder „bloß nichts anmerken lassen, Denny“. Da fiel mein Blick plötzlich auf das rothaarige Mädchen. Sie stand ganz am Rande der Menge und schien sich verstecken zu wollen. Und auf einmal durchzuckte es mich wie ein Blitz. Es war wie eine Erleuchtung. Sie war meine Rettung. Wenn sie mitspielte, wären all meine Probleme auf ein Mal gelöst. Den Leuten würde es egal sein, ob ich oder sie die Droge nehmen würde. Die Angst, die ich den ganzen Tag, die ganzen Wochen über gespürt hatte, löste sich auf einmal etwas. Warum musste ich derjenige sein, der die Droge nahm? Es würde genauso genial und unterhaltsam sein, wenn ich, der coole Typ, diesem kleinen Mauerblümchen eine Droge andrehen würde. Und ich war mir sicher, dass ich es schaffen würde, dieses kleine Unschuldslamm, das sicher noch nicht einmal Bier getrunken hatte und immer pünktlich um zehn Uhr, wenn Mami es sagte, ins Bett ging, davon zu überzeugen, Crack zu nehmen. Noch waren alle Blicke auf mich gerichtet, doch das würde sich gleich ändern. Und obwohl ich wusste, dass es nicht richtig war, verdrängte ich das schlechte Gewissen schnell, zögerte nicht lange und räusperte mich. Ich erstarrte. Wie schockgefroren stand ich da und rührte mich nicht von der Stelle. Mein Herz fing schneller an zu schlagen, meine Stimme zitterte heftig, als ich mit dünner Stimme fragte: „Was soll ich tun?“ In meinem Kopf drehte sich alles. Denny blickte mir nicht in die Augen, als er seinen Satz wiederholte. Ich hatte es also nicht falsch verstanden. Er verlangte von mir,

dass ich vor allen Augen Drogen nahm. Um mich herum hatte sich ein Kreis gebildet und es war ganz still geworden. Ich fing am ganzen Leib an zu zittern. So viel Aufmerksamkeit war ich nicht gewohnt, ich hasste es im Mittelpunkt zu stehen. Der pure Gedanke, die kleinen Tabletten auch nur anzurühren, brachte mich zum Würgen. Hielten sie mich denn alle für dumm? Dachten sie, ich wusste nicht, dass Drogen gefährlich waren? Denys Worte und das Gelächter der anderen hallten in meinen Ohren: „Es wird toll sein, du wirst dich wunderbar fühlen.“ Warum sollte ausgerechnet ich Drogen nehmen? Warum hatte er ausgerechnet mich ausgewählt? Warum mussten auf so einer Party überhaupt Drogen genommen werden? Langsam wurden die Leute unruhig und ich hörte, wie ein Junge gelangweilt fragte: „Macht sie es jetzt endlich mal?“ Ein Mädchen antwortete kichernd: „Ach, die traut sich doch eh nicht, warum ist sie überhaupt hier?“ Ein anderes Mädchen schnaubte verächtlich: „So ein Weichei!“ Mir wurde ganz kalt und Schweißperlen bildeten sich auf meiner Stirn. Sie nannten mich Weichei. Die Worte der Leute rauschten in meinen Ohren und in meinen Augen bildeten sich Tränen. Ich wollte kein Weichei sein. Ich wollte doch nur dazu gehören. Ich war verzweifelt. Dachten die Leute denn nur so über mich? Ich schluckte heftig, als ich ans Beer Pong dachte. Ich hatte nicht mitgespielt, ich hatte Nein gesagt, als sie mich gefragt hatten. Irgendwie musste ich ihnen doch beweisen, dass ich auch anders konnte. Vielleicht hatte das Schicksal mir eine zweite Chance gegeben? Vielleicht konnte ich die Sache mit dem Beer Pong so wieder gut machen? Waren Drogen vielleicht doch gar nicht so schlimm, wie immer alle sagten? Und wenn man sie einmal nahm, musste man doch auch nicht gleich süchtig werden. Dass ich der Höhepunkt des Abends werden würde, war klar. Vielleicht konnte ich statt ausgelacht und als Angsthase bezeichnet zu werden, in gutem Licht dastehen? Doch dann hörte ich die Stimmen meiner Eltern: „Sun, nimm niemals Drogen! Egal wie die Umstände sind, egal in einer wie schwierigen Situation du gerade steckst. Das Gesicht meines Vaters tauchte vor mir auf, wie er mich im Auto eindringlich angeschaut hatte. Der Ernst in seinen Augen... Meine Gedanken schweiften weiter. Die letzten Wochen waren so hart gewesen, der Druck, dazu zu gehören, so groß.

„Kommen Sie mit erhobenen Händen vom Grundstück!“ dröhnte eine laute Stimme durch ein Megafon. Überall blitzten Blaulichter auf. Ein Polizeiauto stand in der Einfahrt, Sanitäter rannten hektisch umher und beförderten das rothaarige Mädchen auf einer Trage in den Krankenwagen. Irgendjemand musste den Krankenwagen verständigt haben, als sie bewusstlos geworden war. Das Geräusch der Sirenen dröhnte in meinen Ohren. Von allen Seiten strömten und drängten die Leute ängstlich nach draußen. Keiner wollte sich für den Unfall verantworten. Keiner wollte mit diesem Vorfall etwas zu tun haben. In meinen Augen brannten die Tränen, doch mir war es egal. Sollte

doch jeder sehen, dass ich weinte. Heute Abend war ich zu weit gegangen, vielleicht schaffte sie es nicht. Ich nahm die Handschellen, die mir umgelegt wurden, nicht richtig wahr. Ich blendete alles um mich herum aus. Im Augenwinkel sah ich meinen vor Wut brüllenden Vater, aber es war mir egal. Ich war ihm egal. Wenn sie starb? Ich brach zusammen. In meinem Kopf drehte sich auf einmal alles, ich konnte nicht mehr.

Langsam öffnete ich meine Augen. Wo war ich? Ich probierte mich auf zu richten. Ich stöhnte, alles tat mir weh. Mir war schwindlig und ich sank wieder zurück in mein Kissen. Ich wollte etwas sagen, doch ich konnte nicht. Da hörte ich auf einmal ein Kreischen: „Sie ist aufgewacht!“ Was war passiert? Ich nahm wahr, wie sich meine Mutter zu mir herunterbeugte. In ihren Augen schimmerten Tränen. Kurz danach stürmte mein Vater an mein Bett. Er weinte nicht, aber in seinen Augen konnte ich seine Erleichterung sehen. Unter seinen Augen lagen tiefe Schatten, doch er strahlte mit meiner Mutter um die Wette. Als sich dann ein drittes Gesicht über mich beugte, erinnerte ich mich plötzlich wieder an alles. Innerlich fing ich an zu schreien, doch ich war zu schwach, um ihm zu sagen, dass er gehen sollte. Er schien mich dennoch zu verstehen. Langsam verschwand er aus meinem Blickfeld, dann hörte ich ihn mit heiserer Stimme flüstern: „Es tut mir leid“.

3. Platz: Ferdinand Radlmair (7c)

EIN GEFÄHRLICHES SPIEL

Schon lange tobte in dem Lande mit dem schwarz-weißen Boden ein schrecklicher Streit zwischen dem schwarzen König und meinem guten alten Herrscher mit dem weißen Haar. Ein Streit, der sich mittlerweile in einen regelrechten Kampf - ja, schon fast in einen Krieg - verwandelt hatte. Er basierte auf einer klitzekleinen Ungerechtigkeit in der Aufteilung von Erbschaften und wurde über mehrere Generationen weitergegeben. Und da mein Herr und Gebieter, der weiße König und der schwarze König gleicher Abstammung waren, stritten sie dementsprechend auch.

Doch zuerst will ich mich vorstellen: Ich bin ein treuer Diener und Untertan des weißen Königs und werde wegen meiner Rennkünste auch Läufer genannt. Im Reich übernehme ich Botendienste. Übrigens hatte ich einen Zwilingsbruder, der den gleichen Beruf wie ich ausübte und auch dem guten König diente. So ähnlich war es bei uns am ganzen Hof; es gab zwei Schimmel und zwei prächtige Türme – aber Burgherrin hatten wir nur eine. Sie war die rechte Hand von ihrem Gemahl; nein, in Wirklichkeit regierte sie das ganze Reich und der König, ihr Gemahl, war für die Formalitäten da.

Unsere Burg hatte einen reich mit Pflanzen bestückten Innenhof mit Brunnen und eine kunstvoll gefertigte Mauer, die - wie auch die Türme – aus reinem, weißen Marmor erbaut war.

Doch so schön unsere Burg auch von außen aussah, uns Bewohnern ging es sehr schlecht. Zum einen befanden wir uns in einer misslichen Lage, in der von einer höheren Macht, die wir nicht kannten, bestimmt wurde, was wir zu tun oder zu lassen hatten und das mussten wir dann auch machen – obwohl uns die eine oder andere Entscheidung nicht gefiel; zum anderen war da noch der andauernde Krieg: Er war grausam, schrecklich und er tobte Tag und Nacht. Fast unsere ganzen Bauern waren dahingerafft worden und ich glaubte, dass unsere Mauern und Türme nicht mehr lange standhalten konnten. Und auf der Seite unserer Gegner? Alle hatten sich zum Sturm auf unsere Burg gerüstet und erst ein paar einfache Bauern waren bisher in den Auseinandersetzungen gestorben. Die Schreckensbotschaften, die mein Bruder und ich nun häufiger überbrachten, ließen die Burgbewohner nachts nicht mehr schlafen. Wie sollte dieses gefährliche Spiel nur weitergehen? Und dann, in einer schwülen Juninacht, in der kaum einer ein Auge zugetan hatte, geschah das große Unglück: Ein lautes Krachen ließ mich reflexartig in die Höhe schnellen und ich saß senkrecht im Bett. Was war bloß passiert? Ich schlug die Decke zurück, stand auf, hastete zur Türe des kleinen Raumes und drückte die Klinke hinunter. Quietschend sprang diese auf und ich trat hinaus auf den langen Flur. Es war unheimlich still nach dem ohrenbetäu-

benden Krach und ich zündete mir eine Laterne an, damit ich mich zurechtfind. Als ich daraufhin aus dem Fenster sah, wusste ich, was geschehen war: Die Krieger des schwarzen Königs hatten unsere Mauer komplett zerstört und unsere wundervollen Türme waren in sich zusammengestürzt. Schnell lief ich, um alle zu wecken, aber das war nicht nötig. Der ganze Hofstaat rannte in den Innenhof – mein Bruder war ganz vorne. Doch in dem Moment, als er durch eine Pforte trat, traf ihn eine gegnerische Lanze mitten in die Brust und das Blut quoll aus der Wunde. Voller Angst sah ich, wie er stöhnend zu Boden sank. Mit zwei großen Schritten war ich bei ihm, gab ihm einen Kuss auf die Stirn und bedeckte ihn mit meinem Mantel – es war nichts mehr zu machen.

Wutentbrannt lief ich zu den Stallungen, um mit den Pferden in den Kampf zu ziehen: Jetzt waren wir am Zug! „Wir werden`s euch zeigen!“ Nur wie? Die Pferde waren weg! Aus dem Getümmel hörte ich den Ruf des Königs: „An die Waffen, Männer!“ Hinter ihm sah ich unsere Königin, die furchtlos den Gegnern die Stirn bot. Sie kämpfte wie eine Amazone und daraus schöpfte ich Hoffnung. ‚Wir werden gewinnen, wir verteidigen unser weißes Reich wie unseren eigenen Augapfel...‘, so dachte ich und kämpfte mich zum Königspaar durch. Auch unsere Gegner hatten einige Verluste erlitten. Dies ließ sie ein wenig schwächer werden, doch es schüchterte sie nur wenig ein. Da sah ich, dass der schwarze Diener unserem König schwere Wunden zugefügt hatte. Entsetzt sprang ich hinüber und hieb dem Untertan des schwarzen Satans den Kopf ab. Erst in dem Moment bemerkte ich, dass unsere Königin auf dem Boden lag – sie war bewusstlos. Doch ich konnte nicht zu ihr, da ich meinen Herrn retten musste. Ich war so fixiert auf die beiden, dass ich gar nicht merkte, wie ich in meiner Position auch den gegnerischen König bedrohte. Erst als ich einen Streifschuss mit einem Pfeil bekam, sah ich alles – das war meine Chance: Der schwarze König war von seinen eigenen Soldaten umstellt – nicht, dass sie sich gegen ihn gewendet hätten, nein, sie wollten ihn schützen. Doch dies war das Todesurteil des bösen Machthabers. Ich rannte durch eine Lücke auf ihn zu und hieb ihm meinen Dolch in seine Brust. Er sank zurück und hauchte seinen Atem aus: „Ich bereue alles; meine Soldaten sollen deine sein!“ Aus den Mündern seiner Wachen vernahm ich Worte des Entsetzens. Und obwohl alles sehr schnell ging, erschien es mir wie eine Ewigkeit, bis sich wieder jemand regte. „Fügt euch“, rief mein König ihnen zu, „es ist der letzte Wunsch eures Herrschers und meines Bruders!“ Da gehorchten alle, wenn auch widerwillig. Sie legten ihre schwarze Kleidung ab und zogen weiße an, als Zeichen für die Treue zu ihrem neuen König. So war diese grausame Schlacht zu Ende und es zogen Nebelschleier im fahlen Mondlicht durch die Überreste unserer Mauer. Schon am nächsten Tag wurde mit vereinten Kräften daran gearbei-

tet, ein neues, einziges, gutes, weißes und vollkommenes Reich aufzustellen. Die Mauern wurden wieder aufgebaut, die Toten wurden bestattet und die Königin war zu sich gekommen. Ich war sehr stolz auf meinen guten Zug. So kehrte wieder Frieden ein in dem Land mit dem schwarz-weißen Boden und der grausame Streit war ein für alle Mal beendet.

ENDE